

# Gesicht, Gestalt, Ornament Überlegungen zum epistemologischen Ort der Physiognomik zwischen Hermeneutik und Mediengeschichte

VON HEIKO CHRISTIANS (Köln)

„Alle sichtbaren Dinge sind gleichsam nur Masken aus Pappé.“  
Herman Melville, *Moby Dick* (1851)

## ABSTRACT

Zwischen 1910 und 1935 gibt es in Deutschland eine Konjunktur der Physiognomik als ‚Neues Sehen‘. Im Gegensatz zur Physiognomik Lavaters, die ein unveränderliches Innen und aufschlußreiche äußere Merkmale voraussetzt, erkennt die neue Physiognomik nur Oberflächenphänomene ohne einheitliche Ausrichtung. Der erste Teil des Aufsatzes zeigt, wie dieses ‚Neue Sehen‘ als Antwort auf die technischen Bilder die hermeneutischen Unterscheidungen zwar umkehrt, aber nicht wirklich ändert. Die zweite Hälfte erörtert daran anschließende gegensätzliche Interpretationen der neuen Medien. Der Medienwechsel macht Physiognomik als den Versuch transparent, die Interpretationshoheit über eine Bilderwelt zurückzugewinnen und Probleme der Texthermeneutik erneut zu diskutieren.

Between 1910 and 1935 German cultural theorists conducted a vigorous campaign in favor of ‚Physiognomik‘ as a new way of reading. As opposed to the physiognomics of Lavater, which assumed the presence of a stable inner center and a harmonious set of external appearances, the new physiognomy perceived a world of fragmented surfaces with no underlying unity. The first part of the essay shows how this new way of seeing reversed the hermeneutic commonplaces but still remained hermeneutic. The second half of the essay discusses conflicting interpretations of new media and new forms of interpretation. In the transition between dominant media, physiognomics emerged as a way of regaining interpretive sovereignty over a world of images.

## I.

Physiognomik hat Konjunkturen.<sup>1</sup> Eine solche Konjunktur ist im Zeitraum zwischen 1910 und 1935 anzusiedeln. Es geht dabei um eine Debatte der

<sup>1</sup> Ob sie im Zeichen einer (alten) *Empfindsamkeit*, einer *Neuen Sachlichkeit* oder gar einer (neuen) *Leiblichkeit* stehen, spielt eine schwierige Rolle. Vgl. Norbert Bornemann, *Kunst und Physiognomik. Menschendeutung und Menschendarstellung im Abendland*, Köln 1994; Georg Braungart, *Leibhafter Sinn. Der andere Diskurs der Moderne*, Tübingen 1994; Andreas Käuser, *Physiognomik und Roman im 18. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1989; Claudia Schmolders, *Das Vorurteil im Leibe. Eine Einführung in die Physiognomik*, Berlin 1995 usw.

zwanziger Jahre in Deutschland, die, um in Abwandlung einer Blumenbergschen These zu sprechen, die endgültige „Kopernikanische Formation“<sup>2</sup> in der modernen Mediengeschichte zum Thema hat. Hans Blumenberg beschreibt als Folge der Etablierung photographischer Techniken vor der Jahrhundertwende einen bei den Zeitgenossen wenig Aufsehen erregenden Sachverhalt: „Das Produkt der chemischen Schwärzung einer Platte noch durch das lichtschwächste Objekt ist in gewisser Hinsicht kein Hilfsmittel mehr, sondern die Sache selbst geworden, von der es keinen anderen Beleg als eben diesen gibt.“<sup>3</sup> In den zwanziger und dreißiger Jahren steht die ‚Frage nach der Technik‘ auf der philosophischen Tagesordnung.<sup>4</sup> Allerdings wird sie als Frage nach der Medientechnik immer mehr auch zum Angelpunkt einer Krise der Texte – und damit der Autorschaft. Die auf den kulturkritischen Punkt gebrachte These beklagt das ‚Abhandenkommen der Dinge‘ (der Wirklichkeit)<sup>5</sup> durch die Technik und propagiert eine als *neu* deklarierte Wirklichkeit dahinter. Ernst Jünger vermutet in seinem Großessay *Der Arbeiter* von 1932,<sup>6</sup> daß „hinter den Oberflächenvorgängen der technischen Veränderung sowohl eine umfassende Zerstörung wie eine andersartige Konstruktion der Welt nachzuweisen sein (muß), denen beiden eine ganz bestimmte Richtung gegeben ist“<sup>7</sup>. Die Deutung der „Oberflächenvorgänge“ als Bewegungen eines subkutanen Sinnzusammenhangs, zumindest einer „ganz bestimmten Richtung“, diese Aufwertung des Äußerlichen zum zeichenhaften Ensemble ist der gemeinsame hermeneutische Nenner der hier beobachteten Texte.<sup>8</sup>

Die Stücke, Ausschnitte, Details (oder ‚Teile‘) eines ambivalenten Geschehens (Veränderung als Zerstörung) ordnen sich nicht um ein ganz bestimmtes Sinnzentrum, einen ‚Kern‘, fügen sich zu keinem klar konturierten ‚Ganzen‘. Die Teile bleiben in Bewegung und können selbst, jedes für sich, zum kurzzeitigen Zentrum avancieren. „In Wirklichkeit gibt es nichts weiter als Teile“<sup>9</sup>,

<sup>2</sup> Hans Blumenberg, *Die Genesis der kopernikanischen Welt*, Frankfurt a. M. 1975, 717.

<sup>3</sup> Blumenberg (Anm. 2), 118.

<sup>4</sup> Vgl. eine Auswahl der Beiträge: Hans Freyer, „Zur Philosophie der Technik“, *Blätter für deutsche Philosophie* 3 (1929), 192–201; Carl Schmitt, „Die europäische Kultur im Zwischenstadium der Neutralisierung“, *Europäische Revue* 5 (1929), 517–530; Oswald Spengler, *Der Mensch und die Technik*, München 1931 usw.

<sup>5</sup> Populär wird dieser kulturkritische Topos spätestens mit Hugo von Hofmannsthal *Ein Brief*, von 1902. Vgl. ders., *Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden*, hrsg. Bernd Schoeller, Frankfurt a. M. 1979, VII, 461–472, hier: 466.

<sup>6</sup> Ernst Jünger, *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*, Hamburg 1932.

<sup>7</sup> Jünger (Anm. 6), 150f.

<sup>8</sup> Dazu auch Uwe-K. Ketelsen, „Ernst Jüngers ‚Der Arbeiter‘ – Ein faschistisches Modernitätskonzept“, in: Helmut Brackert, Fritz Werfelmeyer (Hrsg.), *Kultur. Bestimmungen im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1990, 219–254, hier: 238.

<sup>9</sup> Jose Ortega y Gasset, *Meditationen über ‚Don Quijote‘* (1914), Stuttgart 1959, 51.

lautet nun die Parole des Simmel-Schülers Jose Ortega y Gasset, mit der er diese Umdrehung der hermeneutischen Topik begrüßt.<sup>10</sup> Damit ist für die Hermeneutik die heikelste Lektüresituation im Namen von Soziologie, Kulturkritik oder Physiognomik der Dingwelt<sup>11</sup> entstanden: Der Text der Gegenwart, unter dessen „Kapuze“<sup>12</sup> oder „Hülle“<sup>13</sup> sich die Vergangenheit genauso wie die bestimmt-unbestimmte Richtung zum Neuen verbirgt, bietet nur Ausschnitte aus einem unbekanntem Werk. Wie aber liest man diese Aphorismen der Lebenswelt? Die Lektüre der eingesammelten Oberflächenphänomene, denen das Hauptaugenmerk gilt, bereitet Probleme. Wo die einfachere heuristische Fiktion der Hermeneutik – das Ganze – nur als Vagheit figuriert, und damit die diagnostisch-prognostische Dringlichkeit auf Seiten des Lesers dramatisch gesteigert wird (das Buch heißt nicht umsonst ‚Gegenwart‘ oder ‚unsere Zeit‘), muß das Lesen neu überdacht und eingeübt werden – als Physiognomik!<sup>14</sup>

Diese (wiederkehrende) hermeneutische Konstellation motiviert auch die nahezu uneingeschränkte kulturkritische Gleichsetzung von Modernität und Technik seit der Romantik in Deutschland. Der sachliche, präzise, disparate und dynamische Charakter technischer Abläufe steht – so die vorherrschende Argumentation – in einer auffälligen Affinität zum Charakter des modernen (großstädtischen) Lebens selbst, welches nunmehr, streng tautologisch, in allen theoretischen Annäherungen an das Phänomen Modernität als eine spezifische Erfahrungsweise der (sozialen) Wirklichkeit<sup>15</sup> näher erläutert wird: Man sieht nur *Stückwerk*, *Zerstreutes* – und übt sich darin. Auch der Diskussion der Modernität im Deutschland der Jahrhundertwende durch die den Historismus Rankescher Prägung überwindenden kultursoziologischen Varianten der Nationalökonomie (G. Schmoller, W. Sombart), Geschichte (K. Lamprecht, K. Breysig) und Jurisprudenz (M. Weber) liegt diese Gleichsetzung zugrunde.<sup>16</sup>

<sup>10</sup> Vgl. auch Verf., „Jose Ortega y Gasset“, in: Ansgar Nünning (Hrsg.), *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*, Stuttgart 1998, 409 f.

<sup>11</sup> Vgl. Hermann Schweppenhäuser, „Physiognomie eines Physiognomikers“, in: Siegfried Unseld (Hrsg.), *Zur Aktualität Walter Benjamins*, Frankfurt a.M. 1972, 139–171.

<sup>12</sup> „Neue Zeiten pflegen sich unter der Kapuze einzuschleichen“ (Ernst Jünger, *Das Abenteuerliche Herz. Aufzeichnungen bei Tag und Nacht*, Berlin 1929, 141).

<sup>13</sup> „Die hier gemeinten Strukturwandlungen haben, nebenbei bemerkt, die Herkunft von Tendenzen zur Folge, die vorerst noch unter einer Hülle leben, da sie den überkommenen Begriffen widersprechen“ (Siegfried Kracauer, *Über Erfolgsbücher und ihr Publikum* [1931], in: ders., *Das Ornament der Masse. Essays*, Frankfurt a.M. 1977, 64–74, hier: 68 f.).

<sup>14</sup> Vgl. zur hermeneutischen Topik auch Verf., *Über den Schmerz. Eine Untersuchung von Gemeinplätzen*, Berlin 1999.

<sup>15</sup> Vgl. dazu David Frisby, *Fragmente der Moderne. Georg Simmel – Siegfried Kracauer – Walter Benjamin*, Rheda-Wiedenbrück 1988, 191–262.

<sup>16</sup> Max Weber prophezeit die Technisierung der (Verwaltungs-) Politik: „Ein Betrieb ist der moderne Staat, gesellschaftswissenschaftlich angesehen, ebenso wie eine Fabrik:

Man räumt der Technik und ihrer Tendenz zur „Versachlichung“ (Sombart)<sup>17</sup>, der „unmittelbarsten und tiefsten Wirkung des modernen Verkehrs“ (Lamprecht)<sup>18</sup> schon entscheidenden Einfluß auf die moderne Lebensführung ein, bewertet sie aber noch im Vertrauen auf einen kalkulierbaren Verlauf der Geschichte, dessen Gesetzmäßigkeit man unter Aufbietung und Interpretation aller verfügbaren Fakten bestimmen kann.<sup>19</sup>

Von den großangelegten geschichtsphilosophischen Versuchen Schmollers, Lamprechts, Sombarts und Breysigs<sup>20</sup> unterscheidet sich das Werk des gleichfalls dem produktiven Umfeld der deutschen Soziologie und Nationalökonomie entstammenden Philosophen und Soziologen Georg Simmel (1858–1918) in einer (für die Formierung der hier beobachteten Konstellation) bedeutsamen Weise.<sup>21</sup> Georg Simmel stellt sich die Aufgabe, ‚Kraft‘ und ‚Wirkung‘, ‚Symptom‘ und ‚Tendenz‘ der Gegenwartskultur zu bestimmen. Er beschreibt das die Individuen gefährdende „Überwuchern der objektiven Kultur“<sup>22</sup> als eine uferlose Funktionalisierung, deren Agent das Geld darstellt. Ernst Jünger versucht ähnlich wie Simmel diesen Prozeß auf den Begriff zu bringen. Für ihn ist nicht das *Geld* (als alle anderen Bereiche funktionalisierendes Verkehrsmittel), sondern *Arbeit* (als Prinzip jener universalen Versachlichungsdynamik) der Schlüssel zur fragmentarischen Phänomenalität der Epoche. Beide Begriffe aber sind paradigmatische Metaphern, weil sie gleichzeitig die epistemologisch funktionalisierte Oberflächen-Metapher der hermeneutischen Theorie, also eine Seite ihrer grundlegenden Unterscheidung repräsentieren.<sup>23</sup>

das ist gerade das ihm historisch Spezifische“ (Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft* [1918], Tübingen 1976, 825).

<sup>17</sup> Werner Sombart, *Der Kapitalismus* (1916), 4 Bde., 4. Aufl., München, Leipzig 1921, IV, 1076.

<sup>18</sup> Karl Lamprecht, *Deutsche Geschichte der jüngsten Vergangenheit*, Berlin 1912, I, 170.

<sup>19</sup> Auf Benjamins schroffe Zurückweisung des Historismus muß nicht eigens hingewiesen werden.

<sup>20</sup> Vgl. auch Siegfried Kracauer, *Geschichtsschreibung und Geschichtsphilosophie* [=Rez. Kurt Breysig, Vom geschichtlichen Werden, Umrisse einer zukünftigen Geschichtslehre, Bd. 2: Die Macht des Gedankens in der Geschichte in Auseinandersetzung mit Marx und Hegel, 1926], *Schriften*, hrsg. Inka Mülder-Bach, V/1: *Aufsätze 1915–1926*, Frankfurt a.M. 1990, 404–408.

<sup>21</sup> Aus anderer Perspektive Wolfgang K. Schulz, „Wissenssoziologische Aspekte der Kulturtheorie Georg Simmels“, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 37 (1985), 277–287. Die Filiationen zwischen Benjamin, Weber und Simmel zeichnet Uwe Steiner glänzend nach. Vgl. ders., „Kapitalismus als Religion. Anmerkungen zu einem Fragment Walter Benjamins“, *DVjs* 72 (1998), 147–171.

<sup>22</sup> Georg Simmel, *Die Großstädte und das Geistesleben* (1903), in: ders., *Das Individuum und die Freiheit, Essays*, Berlin 1984, 192–204, hier: 203.

<sup>23</sup> Vgl. auch (mit dem notwendigen Hinweis auf Hans Blumenberg) Steiner (Anm. 21); 152, Anm. 12.

Der „große gleichmäßig, maschinenartig zitternde Arbeitslärm der Schlacht“<sup>24</sup> ist nur der gigantische Auftakt eines unaufhaltsamen Abbaus aller überlieferten Bestände und Positionen: „Der Krieg verwandelt sich in eine ungeheure Arbeitsleistung, deren Getriebe auch das Dasein des letzten Arbeiters und der letzten Arbeiterin in Anspruch nimmt.“<sup>25</sup> Ernst Jünger nähert sich den Oberflächenstrukturen der Krisenlandschaft Gegenwart am Leitfaden Simmels, der mit der Jahrhundertwende ein neues orientierungspraktisches Programm verkündet hat, indem er die Erfordernisse einer genauen Wahrnehmung umakzentuiert: „Das Auge vollbringt ... die feinste, rein formale Leistung in dem Deuten der bloßen Erscheinung; das von keinem Zurückgehen auf die unanschauliche Geistigkeit hinter der Erscheinung wissen darf.“<sup>26</sup> Die entscheidende Konzession, welche diese stärkere Zuordnung des Auges zu den Oberflächenphänomenen, den Teilen in Hinsicht auf die Physiognomik macht, benennt Simmel zwei Jahre später: „Wo die Produkte des spezifisch modernen Lebens nach ihrer Innerlichkeit gefragt werden, sozusagen der Körper der Kultur nach seiner Seele ... wird die Antwort der Gleichung nachforschen müssen, die solche Gebilde zwischen den individuellen und den überindividuellen Inhalten des Lebens stiften, den Anpassungen der Persönlichkeit, durch die sie sich mit den ihr äußeren Mächten abfindet.“<sup>27</sup>

Im Mantel einer Zeitkritik, die eine Unschärfe zwischen Mensch und (technisierter) Umwelt – der Körper des Menschen und der Körper der Kultur geraten ineinander – konstatiert, gerät auch die Unschärfe einer Trennung von ‚Innen‘ und ‚Außen‘, ‚Oberfläche‘ und ‚Tiefe‘ in den Blick. Epistemologisch

<sup>24</sup> Ernst Jünger, *Der letzte Akt*, in: ders. (Hrsg.), *Das Antlitz des Weltkrieges. Fronterlebnisse deutscher Soldaten. Mit etwa 200 photographischen Aufnahmen auf Tafeln, Kartenanhang sowie einer chronologischen Kriegsgeschichte in Tabellen*, Berlin 1930, 105–111, hier: 107.

<sup>25</sup> Ernst Jünger, *Das große Bild des Krieges*, in: ders. (Hrsg.), *Das Antlitz des Weltkrieges. Fronterlebnisse deutscher Soldaten. Mit etwa 200 photographischen Aufnahmen auf Tafeln, Kartenanhang sowie einer chronologischen Kriegsgeschichte in Tabellen*, Berlin 1930, 238–259, hier: 240.

<sup>26</sup> Georg Simmel, *Die ästhetische Bedeutung des Gesichts* (1901), in: ders., *Das Individuum und die Freiheit. Essays*, Berlin 1984, 140–145, hier: 144f. Dazu vor allem Gert Mattenklott, „Der mythische Leib: Physiognomisches Denken bei Nietzsche, Simmel und Kassner“, in: Karl Heinz Bohrer (Hrsg.), *Mythos und Moderne. Begriff und Bild einer Rekonstruktion*, Frankfurt a. M. 1983, 138–156.

<sup>27</sup> Simmel (Anm. 22), 192. Vgl. dagegen Nikolaus von Cues, *Über die Vermutungen* (1440), in: ders., *Die Kunst der Vermutung. Auswahl aus den Schriften*, besorgt u. eingeleitet v. Hans Blumenberg, Bremen 1957, 186–230, hier: 204: „Das Wahrnehmbare wird von den Sinnen der Seele aufgenommen und es gäbe gar nichts Wahrnehmbares, wenn die Einheit der Sinne nicht wäre. Die Wahrnehmung ist freilich verworren und ungenau und ohne alle Unterscheidung, denn die Sinne nehmen nur wahr, unterscheiden aber nicht. Die Unterscheidung geht von der Vernunft aus, denn die Vernunft ist die Einheit der Zahl des Wahrnehmbaren.“

besser verarbeitet lautet diese Einsicht bei Simmel: „Die immer fragmentarischen Inhalte des positiven Wissens“<sup>28</sup> ergeben den „Standpunkt einer Wissenschaft, die immer eine arbeitsteilige ist“ und „niemals die Ganzheit einer Realität erschöpft“.<sup>29</sup> Diese Einsicht lenkt Simmels Aufmerksamkeit auf „schwer greifbare, diffuse, aber verräterische Alltagsphänomene“<sup>30</sup> – die Teile also –, die er nunmehr mit dem Programm der „darzutuenden Möglichkeit, aus jeder Einzelheit des Lebens die Ganzheit seines Sinnes zu finden“<sup>31</sup>, aufwertet.

Was Ernst Jünger später im beschwörenden rhetorischen Stechschritt vorbringt, taucht in dieser Hermeneutik des Blicks, soziologisch unterkühlt, schon um die Jahrhundertwende als epistemologisches Zentrum einer verhaltenen Zeitkritik auf. Daß das Leben sich nicht „auf irgendeinem seiner Gebiete in sicheren und unbestreitbaren Ordnungen zu festigen vermag“<sup>32</sup>, die Kristallisation zu einem „objektiven Gebilde“ (Simmel) ausbleibt, führt auch Simmel auf einen technischen Vorgang zurück. In seinem „Exkurs über die Soziologie der Sinne“<sup>33</sup> setzt Georg Simmel bei einer Beschleunigung der gesellschaft-

<sup>28</sup> Georg Simmel, *Philosophie des Geldes* (1900), *Gesamtausgabe*, hrsg. Otthein Rammstedt, 24 Bde., Frankfurt a. M. 1989, VI, 9.

<sup>29</sup> Simmel (Anm. 28), 11. Schon für Nietzsche haben „ganze Zeiten, ganze Völker in diesem Sinne etwas Bruchstückhaftes“ (Friedrich Nietzsche, *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe*, 15 Bde., hrsg. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1988, XII, 520). Ernst Jünger „erscheint der Weltkrieg als ein riesenhaftes Fragment, zu dem jeder der großen Industriestaaten seinen Beitrag lieferte. Sein fragmentarischer Charakter beruht darin, daß die Technik wohl die überlieferten Formen des Krieges zerstören konnte, daß sie jedoch aus sich selbst heraus ein neues Bild des Krieges nur andeuten, nicht aber verwirklichen konnte. In diesem Vorgang spiegelt der Weltkrieg unser Leben überhaupt – auch hier vermochte der Geist, der hinter der Technik steht, die alten Bindungen zu zerstören, während er im Aufbau einer neuen, aus eigenen Mitteln lebenden Ordnung das Stadium des Experiments noch nicht verlassen hat“ (Ernst Jünger, *Krieg und Technik*, in: ders. [Hrsg.], *Das Antlitz des Weltkrieges. Fronterlebnisse deutscher Soldaten. Mit etwa 200 photographischen Aufnahmen auf Tafeln, Kartenanhang sowie einer chronologischen Kriegsgeschichte in Tabellen*, Berlin 1930, 222–237, hier: 237).

<sup>30</sup> Jürgen Habermas, „Simmel als Zeitdiagnostiker“, in: Georg Simmel, *Philosophische Kultur* (1911), Berlin 1986, 7–17, hier: 8.

<sup>31</sup> Simmel (Anm. 28), 9.

<sup>32</sup> Jünger (Anm. 6), 171.

<sup>33</sup> Georg Simmel, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (1908), unveränd. Nachdruck der 3. Aufl. von 1923, Berlin 1958, 483–493. Hier findet sich auch folgende Auslassung zum *Arbeiter*: „Diese Konstellation hat, nach dem oben Angedeuteten, die Entstehung des modernen Begriffs des *Arbeiters* sehr gefördert. Dieser unerhört wirkungsvolle Begriff, der das Allgemeine aller Lohnarbeiter, gleichviel, was sie arbeiten, zusammenschließt, war den früheren Jahrhunderten unzugänglich, deren Gesellenvereinigungen oft viel enger und intimer waren, weil sie wesentlich auf dem persönlichen und mündlichen Verkehr ruhten, denen aber der Fabriksaal und die Massenversammlung fehlte. Hier erst, wo man Unzählige sah, ohne sie zu hören, vollzog sich

lichen Verkehrsformen an. Der moderne Verkehr stelle den „weit überwiegen- den Teil aller sinnlichen Relationen zwischen Mensch und Mensch ... in noch immer wachsendem Maße dem bloßen Gesichtssinn anheim“ und baue damit die „generellen soziologischen Gefühle auf ganz veränderte Voraussetzungen“<sup>34</sup> auf. Diese Beschleunigung korrespondiere – folgen wir Simmel – mit der über das Auge initiierten Flüchtigkeit der Beziehungen, welche, gänzlich „in die Funktion aufgelöst“, das „moderne Lebensgefühl der Unorientiertheit“ und der „Vereinsamung“ hervorrufe und die Frage nach dem Sinn der Beziehungen, nach dem übergeordneten „objektiven Gebilde“<sup>35</sup> in den Hintergrund dränge. Die Dominanz des Gesichtssinnes manifestiere sich in einem funktionalen Beziehungsgeflecht ohne Mittelpunkt. Die Renaissance der Oberfläche als Kultivierung der Aufmerksamkeit aufs Detail ist so für Simmel die notwendige Konsequenz einer im Dynamismus der entstehenden Industriegesellschaft entstandenen Orientierungslosigkeit, die als Wahrnehmungskrise ihre schärfste Exposition erfährt.<sup>36</sup>

Die Nähe und Bedeutung von Nietzsches „Kritik der Modernität“<sup>37</sup> steht außer Frage. Auch hier ist es aber wie später bei Simmel eine (im Medium der Teile) zurückgewonnene Kraft des Verstehens, deren Kennzeichnung als ‚Rausch‘ oder ‚Divination‘ einen engen Bezug zum betrachteten Ausschnitt oder Objekt suggeriert.<sup>38</sup> Dieser besondere Bezug zum Gegenstand der Wahrnehmung, die *Nähe* zu den Dingen oder Menschen kennzeichnet auch die physiognomische Methode in ihrer Selbstbeschreibung. Walter Benjamin, Siegfried Kracauer und Ernst Jünger wenden diese „Kunst, aus der Bildung der äußeren Körperteile, besonders des Gesichts, auf die seelischen Eigenschaften

jene hohe Abstraktion dessen, was all diesen gemeinsam ist und was von all dem Individuellen, Konkreten, Variablen, wie das Ohr es uns vermittelt, in seiner Entwicklung oft gehemmt wird“ (ebd., 489).

<sup>34</sup> Ebd.

<sup>35</sup> Ebd.

<sup>36</sup> Vgl. dazu Lothar Müller, „Die Großstadt als Ort der Moderne. Über Georg Simmel“, in: Klaus R. Scherpe (Hrsg.), *Die Unwirklichkeit der Städte. Großstadtdarstellungen zwischen Moderne und Postmoderne*, Reinbek b. Hamburg 1988, 14–36.

<sup>37</sup> Vgl. Friedrich Nietzsche, *Götzen-Dämmerung oder wie man mit dem Hammer philosophiert* (1888), in: Nietzsche (Anm. 29), VI, 140–142.

<sup>38</sup> Nietzsches Verhältnis zur zeitgenössischen Soziologie untersucht Horst Baier, „Die Gesellschaft – ein langer Schatten des roten Gottes. Friedrich Nietzsche und die Entstehung der Soziologie aus dem Geist der Decadence“, *Nietzsche-Studien* 10/11 (1981/82), 6–22. Nietzsches Konzept einer „intelligenten Sinnlichkeit“ (Nietzsche [Anm. 29], XIII, 249) basiert auf dem „Lustzustand, den man Rausch nennt“ (ebd.), und zeitigt vergleichbare Effekte: „ungeheure Fernen werden überschaut und gleichsam erst wahrnehmbar ... die Verfeinerung des Organs für die Wahrnehmung vieles Kleinsten und Flüchtigsten ... die Divination, die Kraft des Verstehens auf die leiseste Hülfe hin“ (ebd.).

eines Menschen zu schließen“<sup>39</sup>, auf ihre Epoche an. Dieses Projekt einer Erweiterung und Übertragung des Begriffs des Physiognomischen von der Körperoberfläche auf „soziale und kulturelle Verhältnisse“ ermöglicht die „Verlebendigung und Verzeitlichung der bei Lavater statuarisch stillgestellten Körper“.<sup>40</sup> Damit wird ein Problem produktiv umgangen, das schon Lavaters Projekt mit voller Wucht traf: die Trennung von aufschlußreicher Oberfläche als den ‚festen Teilen‘ und einem zu erschließenden ‚Innen‘. Der Mensch besteht für Lavater „aus Oberfläche und Inhalt. ... Dieß Äußerliche und Innere stehen offenbar in einem genauen unmittelbaren Zusammenhange. Das Äußerliche ist nichts, als die Endung, die Grenzen des Innern – und das Innere eine unmittelbare Fortsetzung des Äußern.“<sup>41</sup>

Die zumeist als Schattenrisse dem Buch Lavaters beigefügten Porträtbilder, die idealiter die festen, vom Knochenbau hervorgetriebenen Züge des Gesichts wiedergeben sollen, beruhen allerdings genauso wie die späteren Photographien „auf einem Gerät, das Kunst als wissenschaftliches Resultat lesbar macht“<sup>42</sup> – auf (zeitgenössischer) Medientechnik. Sie werden als einzig zulässiges, medial (vor-) definiertes Außen schon von Goethe kritisiert, der damit der nachfolgenden Kritik durch Lichtenberg, Riedel, Musäus und anderen den Weg weist: „Diese Wissenschaft schließt vom Äußeren aufs Innere. Aber was ist das Äußere am Menschen? Warlich nicht seine nackte Gestalt, unbedachte Geberden, die seine innern Kräfte und deren Spiel bezeichnen! Stand, Gewohnheit, Besitzthümer, Kleider, alles modificiert, alles verhüllt ihn ... Ich hoffe es wird niemand seyn, der mir verdenken wird, daß ich das Gebiet des Physiognomisten also erweitere. Theils geht ihn jedes Verhältnis des Menschen an, theils ist auch sein Unternehmen so schwer, daß man ihm nicht verargen muß, wenn er alles ergreift, was ihn schneller zu seinem großen Zwecke führen kann.“<sup>43</sup>

<sup>39</sup> Vgl. Meyers *Großes Konversations-Lexikon*, 6. Aufl., 15. Bd., Leipzig, Wien 1906.

<sup>40</sup> Gert Mattenklott, *Der übersinnliche Leib. Beiträge zur Metaphysik des Körpers*, Reinbek b. Hamburg 1982, 21.

<sup>41</sup> Johann Caspar Lavater, *Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe* (1775), Stuttgart 1984, 25 f.

<sup>42</sup> Vgl. den ausgezeichneten Aufsatz von Liliane Weissberg, „Literatur als Repräsentationsform. Zur Lektüre von Lektüre“, in: Lutz Danneberg, Friedrich Vollhardt (Hrsg.), *Vom Umgang mit Literatur und Literaturgeschichte*, Stuttgart 1992, 293–313, hier: 302.

<sup>43</sup> Johann W. Goethe, „Zugabe“, in: Lavater (Anm. 41), 24 f. Vgl. auch die entsprechende Festlegung in den pseudo-aristotelischen Traktaten *Physiognomica* aus dem 4. Jahrhundert v. Chr.: „Physiognomik nämlich betreibt man an Körperbewegungen, Körperhaltungen, Hautfarben, an sichtbaren Charakterzügen in den Mienen, an Haaren, an der Glätte der Haut, an der Stimme, am Fleisch, an Teilen (des Körpers) und an der gesamten Körpergestalt“ (Traktat A §7, 806 a 26–34), Der vollständige Text ist abge-

Die Grenze zwischen Innen und Außen, Oberfläche und Tiefe, Buchstabe und Geist ist ein (notwendiges) Konstrukt, das die Physiognomik und die Hermeneutik epistemologisch verbindet. Vom beispielhaften Physiognomiker fordert Lavater deshalb, er müsse „die Möglichkeit vorempfinden, aus Einem aufs Ganze, aufs Einzelne vom Ganzen schließen zu können. Er muß eine Homogenität aller Theile ... eine willkürliche Harmonie des Sichtbaren und Unsichtbaren annehmen. Jede Wirkung ist wie die Kraft, die sie hervorbringt. Wirkung ist Physiognomie.“<sup>44</sup> Damit wäre der hermeneutische Zirkel, den die Trennung von Teilen und Ganzem erst hervorbringt, im Feld der Physiognomik benannt.<sup>45</sup> Die Physiognomik der Folgezeit kennzeichnet immer neue Reformulierungen und Verschiebungen dieser Unterscheidung. Der Weg des 19. Jahrhunderts führt über das Interieur<sup>46</sup>: „Gestatten Sie ... mich nach der Ursache Ihres Besuches meines ... ‚Inneren‘ zu erkundigen?“<sup>47</sup> Balzacs oder Dostojewskis Romanpersonal taxiert sich gegenseitig nach dem gesellschaftlich-ökonomischen Äußeren, d.h. nach der Einrichtung. Nur anfänglich widmet sich Dostojewskis Fürst Myschkin mit idiotischem Gleichmut noch dem „Studium von Gesichtern“<sup>48</sup>, später findet er sich in seinem Jahrhundert besser zurecht: „Ich habe euer Haus auf hundert Schritte erkannt ... Das Haus hat die Physiognomie eurer Familie.“<sup>49</sup>

Zu neuen physiognomischen Projekten, und damit zu einer anderen Anwen-

druck in: Rüdiger Campe, Manfred Schneider (Hrsg.), *Geschichten der Physiognomik. Text – Bild – Wissen*, Freiburg i. B. 1996, 13–21 (Üb. v. A. Degkwitz).

<sup>44</sup> Lavater, (unpublizierter) Brief an Charles Bonnet, 21.08. 1778, zit. n. Christoph Siegrist, „Nachwort“, in: Lavater (Anm. 41), 377–394, hier: 380.

<sup>45</sup> Zur Physiognomik-Debatte des 18. Jahrhunderts siehe vor allem: Weissberg (Anm. 42); Ursula Geitner, „Klartext. Zur Physiognomik Johann Caspar Lavaters“, in: Rüdiger Campe, Manfred Schneider (Hrsg.), *Geschichten der Physiognomik. Text – Bild – Wissen*, Freiburg i. B. 1996, 357–385; Richard Gray, „Die Geburt des Genies aus dem Geiste der Aufklärung. Semiotik und Aufklärungsideologie in der Physiognomik Johann Kaspar Lavaters“, *Poetica* 23 (1991), 95–138; Gerhard Neumann, „Rede, damit ich dich sehe. Das neuzeitliche Ich und der physiognomische Blick“, in: Ulrich Fülleborn, Manfred Engel (Hrsg.), *Das neuzeitliche Ich in der Literatur des 18. und 20. Jahrhunderts. Zur Dialektik der Moderne*, München 1988, 71–108; Claudia Schmolders, „Das Profil im Schatten. Zu einem physiognomischen Ganzen im 18. Jahrhundert“, in: Hans-Jürgen Schings (Hrsg.), *Der ganze Mensch: Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert. DFG-Symposium 1992*, Stuttgart 1994, 242–259.

<sup>46</sup> Benjamin bezeichnet Edgar Allan Poe „als den ersten Physiognomen des Interieurs“. Vgl. Walter Benjamin, *Paris, die Hauptstadt des XIX. Jahrhunderts*, in: ders., *Illuminationen. Ausgewählte Schriften*, Frankfurt a. M. 1961, 185–200, hier: 194.

<sup>47</sup> F. M. Dostojewski, *Die Brüder Karamasoff*, Berlin 1922, 390.

<sup>48</sup> Fedor Dostojewski, *Der Idiot*, Berlin o. J., 91.

<sup>49</sup> Dostojewski (Anm. 48), 223. Vgl. auch Honoré de Balzac, *Vater Goriot* (1834), Zürich 1977, 14. Auch die Literaturwissenschaft liest die Romane des 19. Jahrhunderts – zum Beispiel Stifters *Nachsommer* – physiognomisch: „Der Asperhof ist mithin zu verstehen als Physiognomie Risachs, dessen Besichtigung als eine Art Selbstoffenbarung“

der Unterscheidung inspiriert Ernst Jünger, Siegfried Kracauer und Walter Benjamin die endgültige Mobilisierung der Gesellschaft durch den *Zerfall des Bürgertums* am Ende des 19. Jahrhunderts. Für sie ist der Zusammenhang dieser „Anhäufung von Individuen zu einer atomisierten Gesellschaft in den großen Städten“<sup>50</sup> mit der Weiterentwicklung der Photographie unzweifelhaft. In einer Wechselwirkung zwischen neuen optischen Mitteln und gesellschaftlichen Veränderungen entstehe die unpolitische, fragmentierte Masse, die sich nicht mehr primär nach den der ökonomischen Potenz entsprechenden Inhalten gruppiert, sondern unter dem Zugriff neuartiger technischer (Kontroll-) Mittel einen „ornamentalen“ (Kracauer) Charakter annimmt.<sup>51</sup> Der kontingente, leidenschaftslose Zugriff der neuen Medien spiegele sich in der fragmentarischen Wahrnehmung des Einzelnen, die „Zerstreuung“ (Kracauer) suchende Großstadtmasse sei der sichtbare, allgegenwärtige Ausdruck dieser gewandelten sozialen Apperzeption: „Reste nur des menschlichen Komplexes gehen auch in das Massenornament ein. Ihre Auslese und Zusammenfassung im ästhetischen Medium erfolgt nach einem Prinzip, das die gestaltsprengende Vernunft reiner als jene anderen Prinzipien vertritt, die den Menschen als organische Einheit bewahren.“<sup>52</sup>

Dieser, die Einschätzung des ausgehenden 19. Jahrhunderts prägenden ur-

(Klaus Detlef Müller, „Utopie und Bildungsroman“, *ZfdPh* 90 [1970], 199–228, hier: 216).

<sup>50</sup> Jünger (Anm. 6), 213.

<sup>51</sup> Zum verbreiteten Gebrauch dieses Terminus (vor allem in Ernst Blochs Werk) im Anschluß an Adolf Loos' Vortrag *Ornament und Verbrechen* von 1910 vgl. Gerard Rautet, *Natur und Ornament. Zur Erzeugung von Heimat*, Darmstadt 1987.

<sup>52</sup> Siegfried Kracauer, *Das Ornament der Masse* (1927), in: ders., *Das Ornament der Masse. Essays*, Frankfurt a. M. 1977, 50–63, hier: 60. Die Photographie besitzt (wie der Autor) eine zwiespältige Affinität zum Zerstreuten, zum Abfall, zu den Teilen. Das Lob des konzentrierten *Gedächtnisbildes* fällt seltsam halbherzig aus: „Die Photographie erfaßt das Gegebene als ein räumliches (oder zeitliches) Kontinuum, die Gedächtnisbilder bewahren es, insofern es etwas meint. Da das Gemeinte in dem nur-räumlichen Zusammenhang so wenig aufgeht wie in dem nur-zeitlichen, stehen sie windschief zur photographischen Wiedergabe. Erscheinen sie von dieser aus als Fragment – als Fragment aber, weil die Photographie den Sinn nicht einbegreift, auf den sie bezogen sind und auf den hingerichtet sie aufhören, Fragment zu sein –, so erscheint die Photographie von ihnen aus als ein Gemenge, das sich zum Teil aus Abfällen zusammensetzt“ (Siegfried Kracauer, *Die Photographie* [1927], in: ders., *Das Ornament der Masse. Essays*, Frankfurt a. M. 1977, 21–39, hier: 25). Zu Kracauer vgl. vor allem (aus verschiedenen Perspektiven): Miriam Hansen, „Massenkultur als Hieroglyphenschrift: Adorno, Derrida, Kracauer“, in: Christoph Menke, Martin Seel (Hrsg.), *Zur Verteidigung der Vernunft gegen ihre Liebhaber und Verächter*, Frankfurt a. M. 1993, 333–367, und Henri Band, „Massenkultur versus Angestelltenkultur. Siegfried Kracauers Auseinandersetzung mit Phänomenen der modernen Kultur in der Weimarer Republik“, in: Norbert Krenzlin (Hrsg.), *Zwischen Angstmetapher und Terminus. Theorien der Massenkultur seit Nietzsche*, Berlin 1992, 73–101.

banen Erfahrung vergleichbar ist nur der rückblickend als technisches Szenario erlebte (erste) Weltkrieg. Auch hier kommt es den Autoren darauf an, die irreversible Antiquiertheit des vorangegangenen Jahrhunderts und der zugehörigen Lebensführung vorzuführen: „Menschenmassen, Gase, elektrische Kräfte“, schreibt etwa Benjamin, wurden unterschiedslos „ins freie Feld geworfen, Hochfrequenzströme durchfuhren die Landschaft, neue Gestirne gingen am Himmel auf, Luftraum und Meerestiefen brausten von Propellern, und allenthalben grub man Opferschächte in die Muttererde. Dies große Werben um den Kosmos vollzog sich zum ersten Male im planetarischen Maßstab, nämlich im Geiste der Technik.“<sup>53</sup> Der Leipziger Philosoph Hugo Fischer zeigt in seinem Aufsatz über den „Deutschen Infanteristen von 1917“ die physiognomisch programmatische Dimension auf, die dieser Autorenkreis dem Weltkrieg beimißt: „Das (sogenannte) Innere ist nach außen gekehrt, umgekrempelt, und das Äußere wird total ... Es läßt sich nicht mehr unterscheiden, wo die Äußerlichkeit aufhört und wo der Mensch anfängt.“<sup>54</sup> Die Äußerlichkeit aber ist die Technik. Die Physiognomik tritt also auf den Plan, wenn ein neues Massenmedium die (durch andere Medien) etablierte Trennung zwischen innen und außen aufhebt. Oder geschieht diese Aufhebung, die eine bloße Umdrehung ist – weg vom Innen (Sinn/Kern) hin zum Außen (Hülle/Teile) – nur im Namen von Medienwechseln?

Nietzsches Lehre von der ‚ewigen Wiederkehr‘ jedenfalls, die nach Spengler auch den Ablauf und „innern Bau der organischen Einheiten, durch die und an denen sich Weltgeschichte vollzieht“<sup>55</sup>, determiniert, erscheint Benjamin nunmehr „als ein Traum von den bevorstehenden ungeheuren Erfindungen auf dem Gebiete der Reproduktionstechnik“.<sup>56</sup> Kategoriale Verwirrungen zwischen innen und außen, die eine solche ‚Bilderflut‘ auslöst, sind gute Zeiten für die Physiognomik, die – und das darf nicht vergessen werden – auch hier die Hervorbringung von Texten zu gewährleisten hat. Jüngers Einsicht, daß „man um das Wort Arbeit in seiner veränderten Bedeutung zu sehen, über neue

<sup>53</sup> Walter Benjamin, *Einbahnstraße* (1928), Berlin 1983, 81.

<sup>54</sup> Der Aufsatz erschien in der Zeitschrift *Widerstand*, hg. Ernst Niekisch, Jan. (1934), 6–11. Hier zit. nach Armin Mohler, *Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–1932. Ein Handbuch*, 2 Bde., 3., erw. Aufl., Darmstadt 1989, I, 36 f.

<sup>55</sup> Oswald Spengler, *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte* (1923), München 1980, 142. „In hundert Jahren“, prophezeit Spengler, „werden alle Wissenschaften, die auf diesem Boden noch möglich sind, Bruchstücke einer einzigen ungeheuren Physiognomik alles Menschlichen sein“ (ebd., 135). Für Jünger ist Spenglers „vergleichende Morphologie“ eine „museale Angelegenheit“, weil sie von *Ganzheiten* ausgeht. „Wir“, konstatiert er, „leben in einem Zustande, in dem man zunächst sehen lernen muß“ (Jünger [Anm. 6], 80 f.).

<sup>56</sup> Walter Benjamin, *Zentralpark* (1939/40), in: ders., *Illuminationen. Ausgewählte Schriften*, Frankfurt a. M. 1961, 246–267, hier: 258.

Augen verfügen muß“<sup>57</sup>, integriert den künstlichen Blick der optischen Geräte nur rhetorisch in die Texte. Der unaufhebbare Unterschied zwischen einer photographischen Aufnahme, deren Interpretation der Dinge nach Blumenberg von ihrer Lichtempfindlichkeit abhängt, und dem diese Aufnahme ausdeutenden (physiognomischen) Text bleibt für jeden Autor bestehen, auch wenn Walter Benjamin im „ausschließlichen Betonen einer optischen Verbundenheit mit dem Weltall, zu der die Astronomie sehr bald geführt hat“, schon in der Renaissance „ein Vorzeichen dessen, was kommen mußte“<sup>58</sup>, gesehen hat.

Der Kulturphysiognomiker liefert eine Reihe von *Momentaufnahmen*, welche – die Bewegung des Kameraauges imitierend – niedergeschrieben oder als kommentierte Photosammlung präsentiert werden und fügt sie als Symptomkette zusammen, homogenisiert sie zu einer vagen Diagnose. Der Kurztext, der kommentierte Bildausschnitt, figuriert immer schon eine Gesamtbewegung. Kennzeichen der *Krise* sei der offensichtliche Kursverlust idealistisch-optimistischer Programme. Dieser Verlust einer metaphysischen Folie und sinnverheißenden geschichtlichen Progression erfährt seine Kompensation mit der Einsetzung des ‚Bruchstücks‘. Aber das Arrangement der Bilder und Texte folgt ausschließlich einer bestimmten Textpoetik: Wie im Traum „werden die Bilder nach Regeln aneinandergereiht, die der Oberfläche fremd sind. Zwar kehrt das am Tag gelebte Leben in ihm wieder, doch es ist das geordnete Leben nicht mehr. Sein Zusammenhang wird in dem Traumbildstreifen zerstört, der lückenhaft ist. Aus den Hohlräumen mögen die sonst verdeckten Gehalte aufsteigen.“<sup>59</sup>

Die „Hohlräume“ werden kulturkritisch zweifach produktiv gemacht: Sie zeigen als Bruchstellen – cuts – den defizitären Charakter der Gegenwart auf, der als Inkongruenz von Programmatik und Praxis erscheint, und sie sind die ersten Durchbrüche zur „neuen Wirklichkeit“ (Jünger), zu den „Strukturwandlungen“ (Kracauer). Diese negative surrealistische Logik macht das Erwachen aus dem Albtraum *Alltag* zur Erkenntnisvoraussetzung für die im poetischen Literaturtraum – Traumbildstreifen gegen Filmstreifen – präsente wirkliche Wirklichkeit.<sup>60</sup> Die aufschlußreichen Hohlräume entstehen in der Montage scheinbar apparathaft eingeholter Textbilder zu Tableaus der Irrealität, der Maskenhaftigkeit. Voraussetzung hierfür ist, daß die Maske, die sehr wohl ein (rezensierter) Film sein kann, „Risse“ aufweist und die neuen Einzelbildtexte des Kulturphysiognomikers in den Augen der Leser die Willkürlichkeit geschossener Photos haben: Konstituierung und Deutung des Textbildes

<sup>57</sup> Jünger (Anm. 6), 86.

<sup>58</sup> Benjamin (Anm. 53), 81.

<sup>59</sup> Siegfried Kracauer, *Straßen in Berlin und anderswo*, Berlin 1987, 50.

<sup>60</sup> Vgl. dazu Martin Meyer, *Ernst Jünger*, München 1990, 154–162.

und seiner „Risse“ sind eine untrennbare Einheit und sind die eigentlich hermeneutische Hoheitsgeste über das andere Medium und seine snap-shots. Die Objektivität des Objektivs bzw. der lichtempfindlichen Platte bleibt für den Kulturphysiognomiker unerreichbar: „Die Erkenntnis der Städte ist an die Entzifferung ihrer traumhaft hingesagten Bilder geknüpft“<sup>61</sup>, schreibt Siegfried Kracauer im Erscheinungsjahr des *Arbeiters* und wünscht sich den Traum als Autor, der einen Text aus lauter Teilen schafft. Der Traum soll Teile zu neuen Texten zusammenfügen, ohne daß das Assoziierte ein flüssig lesbares Ganzes wird. Das neue Ganze ist damit nur eine Metapher für den Film, den der Autor schreiben statt drehen muß: „Die Unordnung des in der Photographie gespiegelten Abfalls kann nicht deutlicher klargestellt werden als durch die Aufhebung jeder gewohnten Beziehung zwischen den Naturelementen. Sie umzutreiben ist eine der Möglichkeiten des Films. Er verwirklicht sie überall dort, wo er Teile und Ausschnitte zu fremden Gebilden assoziiert. Ist das Durcheinander der illustrierten Zeitungen Konfusion, so gemahnt dieses Spiel mit der zerstückelten Natur an den ‚Traum‘, in dem die Fragmente des Taglebens sich verwirren.“<sup>62</sup>

Der attraktive Kern der Physiognomik besteht in der Auslegbarkeit einer über die methodisch verbürgte Präferenz des Augensinns unmittelbar zugänglichen Oberfläche, die – in unzählige Bruchstücke zerlegt – als Hohlform der zu ermittelnden Tendenz des Geschehens begriffen wird. Die von den Autoren übereinstimmend als *krisenhaft* charakterisierte besondere Lage, „daß das Vergangene nicht mehr wirklich, das Kommende noch nicht sichtbar ist“<sup>63</sup>, begründet hier eine Intensität der hermeneutischen Fragestellung, der diese spezifische Unmittelbarkeit der Physiognomik gerecht zu werden verspricht. Jede einzelne, im Text inszenierte Konfrontation von ‚Individuum und Technik‘, verschafft in solchen „Zeiten des Überganges“<sup>64</sup> im physiognomischen Sinn Aufschluß über den Charakter der alles umfassenden *Krise*: „Es ist wohl der Gegensatz zwischen dem geschlossenen, unerschütterlichen Konstruktions-system und dem zerrinnenden menschlichen Durcheinander, der das Grauen erzeugt. Auf der einen Seite die Unterführung: eine vorbedachte, stabile Einheit, in der jeder Nagel, jeder Backstein an seiner Stelle sitzt und dem Ganzen hilft. Auf der anderen Seite die Menschen: auseinandergesprengte Teile und Teilchen, unzusammenhängende Splitter eines Ganzen, das nicht vorhanden ist.“<sup>65</sup> Die *Krise* ist dabei das schlicht hermeneutisch vorinstallierte Signifikat, das jene klassische Deutungshoheit über die Bilder erst ermöglicht.

Wenn Jünger 1932 im *Arbeiter* den „Verfall der individuellen und gesell-

<sup>61</sup> Kracauer, *Straßen* (Anm. 59), 41.

<sup>62</sup> Kracauer, *Die Photographie* (Anm. 52), 39.

<sup>63</sup> Jünger (Anm. 6), 89.

<sup>64</sup> Jünger (Anm. 12), 141.

<sup>65</sup> Kracauer, *Straßen* (Anm. 59), 39.

schaftlichen Physiognomie“<sup>66</sup> gegen Ende des 19. Jahrhunderts beschreibt, ist für ihn an diesem Dekompositionsprozeß besonders auffällig, „daß gleichzeitig mit dem angedeuteten Einschnitt der kalte und leidenschaftslose Blick des künstlichen Auges auf Menschen und Dinge zu fallen beginnt.“<sup>67</sup> Ernst Jünger, Walter Benjamin und Siegfried Kracauer beschreiben nahezu gleichzeitig eine „Unordnung der Gesellschaft“ (Kracauer), eine „Unordnung aller Verhältnisse“ (Jünger)<sup>68</sup>, eine Inflation der Inhalte und eine dazu im Gegensatz stehende immer einheitlichere Ausrichtung der Lebensführung in Abhängigkeit von rein technischen Vorgaben. Programmatischer Ausgangspunkt dieser Kulturphysiognomik ist „die große Schwäche und Unsicherheit der ideologischen Haltung, die man heute am Einzelnen beobachten kann im Gegensatz zur Bedeutung und Folgerichtigkeit der sachlichen Zusammenhänge, in die er einbezogen ist.“<sup>69</sup> Die kulturkritische Vermutung, „in einer Zeit“ zu leben, „in der die Werte hinter dynamischen Gesetzen, hinter dem Zwang der Bewegung verschwinden“<sup>70</sup>, ist – mit einem Zwischenschritt – in eine epistemologische Formel zurückübersetzbar: Machen die *Werte* den Kernbereich der überkommenen Kultur des 19. Jahrhunderts aus, dann sind es jetzt die Bewegungen der *Oberfläche* und ihre technische Dynamik, die der Kultur eine erkennbare Vereinheitlichung, einen Charakter aufprägen: Kern und Oberfläche tauschen die Plätze. Diese Diagnose einer Verdrängung der „Werte“ aus dem Zentrum der Ereignisse durch die ununterbrochene ausschnittshafte Präsenz dieser Ereignisse im Medium der technischen Bilder ist von einer einfachen Umkehrung der hermeneutischen Topik, also einer epistemologischen Variation einer grundlegenden hermeneutischen Unterscheidung überhaupt nicht zu trennen. Die „Aufgabe dieser Betrachtungen“<sup>71</sup>, schreibt Simmel den ‚Physiognomikern der Dingwelt‘<sup>72</sup> ins Stammbuch, lautet, „daß sich von jedem Punkt an der Oberfläche des Daseins, so sehr er nur in und aus dieser erwachsen scheint, ein Senkblei in die Tiefe der Seele schicken läßt.“<sup>73</sup> Diese Identität kulturkritischer Topoi mit den epistemologischen Selbstbeschreibungskategorien der Herme-

<sup>66</sup> Jünger (Anm. 6), 123.

<sup>67</sup> Ebd.

<sup>68</sup> Jünger (Anm. 6), 145.

<sup>69</sup> Vgl. vor allem Jünger (Anm. 6), 149–194.

<sup>70</sup> Jünger (Anm. 6), 170.

<sup>71</sup> Simmel (Anm. 22), 195.

<sup>72</sup> Walter Benjamin, *Ich packe meine Bibliothek aus. Eine Rede über das Sammeln* (1931), in: ders., *Angelus Novus. Ausgewählte Schriften 2*, Frankfurt a.M. 1966, 169–178, hier: 170.

<sup>73</sup> Simmel (Anm. 22), 195. Benjamin kleidet diese Umdrehung der Topik nur in ein dialektisches Gewand: „Vielmehr durchdringen wir das Geheimnis nur in dem Grade, als wir es im Alltäglichen wiederfinden, kraft einer dialektischen Optik, die das Alltägliche als undurchdringlich, das Undurchdringliche als alltäglich erkennt“ (Walter Benjamin, *Der Sürrealismus. Die letzte Momentaufnahme der europäischen Intelligenz* [1929], in:

neutik ist der Ort, an dem die Physiognomik regelmäßig ins Spiel kommt. *Rausch, Traum, Fieber* und damit das (visionäre) *Seben* sollen dabei einen Erkenntnisvorsprung gegenüber den im Medium der Photographie präsenten Teil-Ansichten garantieren.<sup>74</sup> Erst diese rhetorische Qualifizierung einer gesteigerten Erkenntnis lädt die (von der Photographie ‚entseelten‘) Teile mit dem Geist des vagen Ganzen, der ‚Tendenz‘, der ‚Seele‘ der Kultur auf. Die ‚Erleuchtung‘ resultiert dabei aus der topischen Umdrehung der hermeneutischen Leitunterscheidungen, auch wenn sie von den Autoren in immer neuen Zuschreibungen gerne aus alten und neuen Medien – als einer „Vorschule“<sup>75</sup> der Inspiration – abgeleitet wird: „Der Leser, der Denkende, der Wartende, der Flaneur sind ebensowohl Typen des Erleuchteten wie der Opiumesser, der Träumer, der Berauschte.“<sup>76</sup> Die Photographie ist dann eben das Medium der (uninspirierten) Teile, denen der Autor-Physiognomiker zur Seite springt, um sich zu behaupten. Erst „die Gewalt physiognomischer Erfahrungen“<sup>77</sup> (Kracauer), „ein einfaches physiognomisches Studium“<sup>78</sup> (Jünger), die „Schärfung der physiognomischen Auffassung zur vitalen Notwendigkeit“<sup>79</sup> (Benjamin) sichert aber diesen Vorsprung, weil sie eine neue „physiognomische, im strengsten Sinne unpsychologische Sehart“<sup>80</sup> – und damit auch eine neue Hermeneutik – darstellt.

Die bis zur Postmoderne ausgespielte These von der ‚Fragmentarität der Gegenwart‘, vom Wechsel von der Homogenität zur Heterogenität der Wahrnehmungsfelder als „Folge der splendiden Sinneseindrücke“<sup>81</sup> ist als (ver-

ders., *Angelus Novus. Ausgewählte Schriften 2*, Frankfurt a.M. 1966, 200–215, hier: 213).

<sup>74</sup> Zum Photographie- und Filmdiskurs der dreißiger Jahre siehe unter anderem: Helmut Arnzen, *Ursprung der Gegenwart. Zur Bewußtseinsgeschichte der Dreißiger Jahre in Deutschland*, Weinheim 1995, 1–68. Eine Art physiognomische Euphorie kennzeichnet die Selbsteinschätzung des Films: „Es gibt keine Kunst, die so berufen wäre, dieses *Gesicht der Dinge* darzustellen, wie der Film. Weil er nicht nur eine einmalige, starre Physiognomie, sondern ihr geheimnisvoll – geheimes Mienenspiel zeigen kann“ (Béla Balázs, *Der sichtbare Mensch. Eine Film-Dramaturgie* [1924], Halle 1926, 88).

<sup>75</sup> Benjamin (Anm. 73), 202. Eine eigene Untersuchung wäre die Doppelcodierung der Begriffe *Medium* und *Gesicht* zwischen Technik, Physiognomik und Parapsychologie um 1900 wert.

<sup>76</sup> Benjamin (Anm. 73), 213.

<sup>77</sup> Siegfried Kracauer, *Biographie als neubürgerliche Kunstform* (1930), *Schriften*, hrsg. Inka Mülder-Bach, Frankfurt a.M. 1990, IV/2, 195–199, hier: 197.

<sup>78</sup> Jünger (Anm. 12), 91.

<sup>79</sup> Walter Benjamin, *Kleine Geschichte der Photographie* (1931), in: ders., *Angelus Novus. Ausgewählte Schriften 2*, Frankfurt a.M. 1966, 229–247, hier: 242.

<sup>80</sup> Walter Benjamin, *Wider ein Meisterwerk. Zu Max Kommerells Der Dichter als Führer in der Deutschen Klassik* (1930), in: ders., *Angelus Novus. Ausgewählte Schriften 2*, Frankfurt a.M. 1966, 429–436, hier: 429.

<sup>81</sup> Siegfried Kracauer, *Kult der Zerstreuung* (1926), in: ders., *Das Ornament der Masse. Essays*, Frankfurt a.M. 1977, 311–315, hier: 315.

kappte) kulturkritische Formel ein Sekundäreffekt des epistemologischen Wechsels. Gerade die Hauptdiagnose von der „Versachlichung“ (Sombart) der Lebensverhältnisse liefert der Physiognomik erst ihr Medium der *Sachen* oder *Dinge*, in die sie die Aporien der hermeneutischen Operationen periodisch überführt, um sie sich an vorgeblich Konkretem wieder regenerieren zu lassen. Wie kommt es aber zu dieser Umkehrung und welche Rolle spielt dabei die Physiognomik?

## II.

Jüngers Frühwerk kennzeichnet eine rege Herausgebertätigkeit. In wenigen Jahren gestaltet er zahlreiche Porträtsammlungen, Kriegsberichte und Photo-bücher.<sup>82</sup> Fast alle diese Bände setzen sich mit dem Medium der Photographie auch theoretisch auseinander. Besonders interessiert ihn „die Registratur der Augenblicke, in denen die Gefahr erscheint, – eine Registratur, die wiederum, wenn sie nicht das menschliche Bewußtsein unmittelbar übernimmt, durch Maschinen geleistet wird“<sup>83</sup>. Diesen Maschinen attestiert Jünger eine Schlüsselfunktion. Es gehört für ihn „keine prophetische Begabung dazu, vorauszusagen, daß bald jedes beliebige Geschehnis an jedem beliebigen Punkt sowohl zu sehen wie zu hören sein wird. Schon heute gibt es kaum einen Vorgang, der Menschen von Bedeutung scheint, auf den nicht das künstliche Auge der Zivilisation, die photographische Linse gerichtet ist“<sup>84</sup>.

Zeitgenössische Rezensionen sind auf diese Ausführungen Jüngers eingegangen. Eine Besprechung des kurz nach dem *Arbeiter* von Edmund Schultz herausgegebenen und Ernst Jünger eingeleiteten Bildbandes *Die veränderte Welt. Eine Bilderfibel unserer Zeit*<sup>85</sup> versucht das (Wechsel-)Verhältnis zwischen technischer Veränderung und technischer „Registratur“ anzugeben: „Das von Schultz und Jünger herausgegebene Buch will vor allem die durch die Technik bewirkte Veränderung der Physiognomie unseres Erdballes deutlich machen. Die Photographierbarkeit erscheint dabei als Maßstab der Zeitgemäßheit.“<sup>86</sup> Das Antlitz, das die Photographie abbildet, ist nicht mehr das

<sup>82</sup> Brigitte Werneburg, „Ernst Jünger, Walter Benjamin und Photographie. Zur Entwicklung einer Medienästhetik in der Weimarer Republik“, in: Hans-Harald Müller, Harro Segeberg (Hrsg.), *Ernst Jünger im 20. Jahrhundert*, München (1995), 39–57, und dies., „Die veränderte Welt: Der gefährliche anstelle des entscheidenden Augenblicks. Ernst Jüngers Überlegungen zur Fotografie“, *Fotogeschichte. Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie* 14 (1994).

<sup>83</sup> Ernst Jünger, *Über die Gefahr*, in: Ferdinand Bucholtz (Hrsg.), *Der gefährliche Augenblick. Eine Sammlung von Bildern und Berichten*, Berlin 1931, 11–16, hier: 16.

<sup>84</sup> Jünger (Anm. 83), 16.

<sup>85</sup> Edmund Schultz (Hrsg.), *Die veränderte Welt. Eine Bilderfibel unserer Zeit*, Breslau 1933.

<sup>86</sup> *Politisches Schrifttum. Monatlicher Literaturbericht* 1/3 (1933), 51.

Porträt eines Individuums: Es geht um die ‚Physiognomie der Erde‘. Eine andere Rezension hebt genau diesen Aspekt hervor: „Es ist die uniforme, kalte Arbeitswelt, die um uns aufwächst, das Maskengesicht einer planetarischen Umwälzung, für die der Krieg, die technische und die soziale Revolution nur verschiedene Ausdrucksmittel sind.“<sup>87</sup>

Die Hermeneutik reagiert als Physiognomik auf das neue Bildmedium und seine Ausbreitung, bzw. seinen Status des Dokumentarischen, Wirklichkeitsnahen. Es gilt für die Autoren eine Deutungshoheit zurückzugewinnen über den *Text der Epoche*. „Die Photographie hat den Anschein der Objektivität ... sie ist durch diesen objektiven Eindruck ein ausgezeichnetes Beweismittel, das mehr sagt, als viele Worte vermögen“, heißt es noch doppeldeutig in einer Sammelrezension von „Photobüchern“.<sup>88</sup> Doch dann wird das Album, die Kombinierbarkeit von Kommentar und Photographie als hermeneutische Praxis umrissen: „Es gibt Aufnahmen von geradezu symbolischem Charakter, die sich unverwischbar dem Gedächtnis einprägen. ... Neben die Einzelaufnahme tritt die geschickte Zusammenstellung, die ebensogut mit Gegensätzen wie mit Wiederholungen und Variationen arbeitet.“<sup>89</sup> Diese Konstellation hat sich bis heute kaum verschoben: „Auch das stählerne Zeitalter hatte seinen *genius loci*“<sup>90</sup>, bemerkt Karl Schlögel bei der jüngsten „Besichtigung der sowjetischen und amerikanischen Industrielandschaft“<sup>91</sup> – und steht als kongenialer Interpret und Kommentator in der Pflicht, ihn aufzuspüren. Die Photos sind dabei ständig neue Belege für die ‚Maskenhaftigkeit der Epoche‘ und setzen selbst erst diese Maske (als eine Reihe von Deutungen) zusammen: „Es ist die Welt Ernst Jüngers, der das Vorwort geschrieben und dem Ablauf der Bilder seinen Willen aufgezwungen hat.“<sup>92</sup> Unter der von den Photos dokumentierten Maske<sup>93</sup> – als dem neuen Text, den es richtig zu kommentieren gilt – verbirgt

<sup>87</sup> *mei*, in: *Vossische Zeitung*, 11.12.1932.

<sup>88</sup> K. J., „Politik im Bild. Fünf Photobücher“, *Eckart* 9 (1933), 347f. Zu solchen Alben siehe auch: Michael Rutschky, „Foto mit Unterschrift. Über ein unsichtbares Genre“, in: Barbara Naumann (Hrsg.), *Vom Doppelleben der Bilder: Bildmedien und ihre Texte*, München 1993, 51–66.

<sup>89</sup> K. J. (Anm. 88), 348.

<sup>90</sup> Karl Schlögel, „Landschaft nach der Schlacht. Besichtigung der sowjetischen und amerikanischen Industrielandschaft“, *Kursbuch* 131 (1998), 41–53, hier: 44.

<sup>91</sup> Ebd.

<sup>92</sup> *mei*, in: *Vossische Zeitung*, 11.12.1932.

<sup>93</sup> Der Begriff der *Maske* zeigt die Forderung neuer Deutungshierarchien immer schon an: „Jeder tiefe Geist braucht eine Maske: mehr noch, um jeden tiefen Geist wächst fortwährend eine Maske, Dank der beständig falschen, nämlich *flachen* Auslegung jedes Wortes, jedes Schrittes, jedes Lebens-Zeichens, das er giebt“ (Friedrich Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse, Sämtliche Werke* [Anm. 29], V, 58). Vgl. auch Jünger (Anm. 12), 125f.: „Daher stellt sich auch für jedes tiefer gerichtete Bestreben der Augenblick ein, in dem der Hunger durch Wissenschaft nicht mehr gestillt werden kann, und in dem erkannt wird, daß durch Begriffe nur die *Maske* des Lebens abgerastet wird.“

sich nur jenes vage Signifikat der ‚Umwälzung‘, der ‚Bewegung‘ von ehemals wertlosen Teilen.

Wenn aber das eigentliche Objekt der kulturkritisch-hermeneutischen Begierde gar nicht das Gesicht – und damit die ‚Seele‘ des Individuums – ist, weil Außen und Innen verkehrt wurden, dann muß die Maske als so schlecht sitzend beschrieben werden, daß durch die Spalten und Risse Deformationen und Verzerrungen (für den geschulten Physiognomiker) hervorlugen, deren Ursache – *die Zeit* nämlich – als eigentlicher Gegenstand der Analyse damit ins Visier gerät: „Streng hält die Maske das Gesicht zusammen, die Maske getraut sich nicht mehr, irgendeinen kleinen Teil unter sich loszulassen. Es ist darum keine Freiheit mehr im Gesicht, alles ist wie im voraus reguliert in diesem Gesicht, ja wie im voraus befohlen. In der Ruhe nun kann die Maske alles erzwingen, sie haftet dem Gesicht fest an. Aber wenn sich das Gesicht bewegt, geschieht es oft, daß die Maske sich verschiebt. Dann sieht man darunter das wahre Gesicht: verzogen, verkrümmt, und es ist, als ob die Seele einen Spalt suche, wo sie hindurch entfliehen kann.“<sup>94</sup>

Die Differenz zwischen Gesicht und Maske kompliziert die Unterscheidungen der Hermeneutik, indem die Differenz von Oberfläche und Tiefe noch einmal in die Oberfläche eingeführt wird. Die Hermeneutik verändert periodisch durch eine Umdrehung ihre wichtigsten Unterscheidungen (Ganzes/Teile, Oberfläche/Tiefe) und macht so die neuen Medien wieder lesbar, hermeneutisiert sie. Die Physiognomik verspricht dabei immer die ideale Kontrolle der Teile (d.h. also eigentlich des Kontextes als die den Text fressende, die Unterscheidung aufhebende Instanz). So kontrolliert das Auge (Lavaters) mit dem herausgelesenen *Charakter* das sich tatsächlich in Regungen, Gesten und Kleidung auflösende Individuum des Porträts. Entsprechend kontrolliert das Auge (Picards) mit dem erinnerten (Ur-) Bild die Photographie als den Motor einer sich ausweitenden Transformation der Verhältnisse in bloße abstrakte ‚Zeichen‘ (anstelle von ‚Dingen‘): „Dort wo die Seele bildhaft war, in diesen Menschengesichtern herrschte das Auge. Das Auge sah die Dinge genau an, konkret, und in dieser Konkretheit wurden sie von dem Menschen in die Seele bildhaft aufgenommen. Heute aber gelten die Dinge nicht mehr konkret, sie gelten fast nur noch abstrakt. Ein Zeichen genügt statt des ganzen Dinges.“<sup>95</sup> Wo Max Picard lediglich ein entseeltes Niemandsland sich ausbreiten sieht, sammeln die Kulturphysiognomiker (zahllose) Stücke einer durchaus lesbaren

<sup>94</sup> Max Picard, *Das Menschengesicht*, München 1929, 84.

<sup>95</sup> Picard (Anm. 94), 82. Zu Picard siehe: Burkhard Spinnen, „Ebenbild und Bewegung. Zu Max Picards Schriften über die Physiognomik“, in: Arntzen (Anm. 74), 242–284.

Oberfläche unter dem positiven Vorzeichen einer „Wende-“<sup>96</sup> oder „Übergangszeit“<sup>97</sup>, eines „Zwischenzustandes“<sup>98</sup>, der den Status des „Pathologischen“ endgültig abgestreift hat. Es besteht Einhelligkeit darüber, „daß der Nullpunkt bereits überschritten ist“<sup>99</sup> und „der Prozess ... durch das Ornament der Masse mitten hindurch, nicht von ihm aus zurück [führt]“<sup>100</sup>. Damit wird der Kontext zum eigentlichen Text erklärt.

Man kann also bei periodischen Zusammenbrüchen der hermeneutischen Unterscheidungen auf die Seite der Teile setzen und einer progressiven Semi-otisierung und Ausweitung des Kontextes das Wort („neue Wirklichkeit“ als Bedeutungsgewinn) reden. Damit wird das neue Medium rhetorisch als Motor und Erkenntnisform begrüßt, um es so in die Fänge der Texthermeneutik zurückzuführen. Ansonsten redet man der Auflösung des Textes das Wort, beklagt den Verlust des Ganzen, bezichtigt es der Maskenhaftigkeit, ohne das alte Ganze („Ebenbildlichkeit“) zu verabschieden: Man verkündet eine ‚Entdinglichung‘ als Bedeutungsverlust. Entweder ist dann die Photographierbarkeit der Maßstab der Wirklichkeit und man ist auf der Seite der Teile und einer erneuerten Physiognomik, oder die Photographierbarkeit ist der Maßstab der irreversiblen ‚Entwicklichung‘ und man ist auf der Seite eines alten Ganzen und Lavaters: „So ein photographiertes Gesicht ist wirklich abgenommen von der realen Welt.“<sup>101</sup> An August Sanders physiognomischen Porträt-Sammlungen der zwanziger Jahre kritisiert Picard vor allem, daß es „ist ... als würde beim Wegblättern auch die Grenze, die ein Gesicht vom anderen trennt, wegfallen ... wie auf dem Kinostreifen rollen die Gesichter an einem vorbei. ... Das ist nicht die rechte Art ein Gesicht zu zeigen.“<sup>102</sup> Die eigene Position Picards reformuliert dabei die Lavatersche Argumentation bis ins Detail, um sie gegen die Photographie und den Film zu wenden: „Denn ein Gesicht will da sein ... alles an ihm ist so geordnet, daß das Stabile, Grundrißhafte zuerst gesehen werden soll, als das Wesentliche gesehen werden soll, und das Bewegungshafte nur als etwas Akzidentielles.“<sup>103</sup> Übereinstimmend lesen aber die begeisterten Interpreten von Sanders Photographien die Bedeutung aus dem Kontext heraus, aus Gestik, Ort und Ausstattung der Personen. Benjamin beurteilt die „gewaltige physiognomische Galerie“ Sanders als „ein Übungs-

<sup>96</sup> Walter Benjamin, *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit* (1936), in: ders., *Illuminationen. Ausgewählte Schriften*, Frankfurt a. M. 1961, 148–184, hier: 174.

<sup>97</sup> Jünger (Anm. 6), 32.

<sup>98</sup> Nietzsche (Anm. 29), XII, 351.

<sup>99</sup> Jünger (Anm. 6), 181.

<sup>100</sup> Kracauer, *Das Ornament* (Anm. 52), 63.

<sup>101</sup> Max Picard, „Menschliches Auge und photographische Linse“, *Eckart* 8 (1932), 174–177, hier: 174.

<sup>102</sup> Picard (Anm. 101), 174.

<sup>103</sup> Picard (Anm. 101), 174.

buch“, um darin von „Machtverschiebungen, wie sie bei uns fällig geworden sind“<sup>104</sup>, zu lesen.<sup>105</sup>

Indem man den Kontext für bedeutsam erklärt, rettet man sich die Interpretationshoheit über das neue Medium mithilfe der (erneuerten, weil gewendeten) Physiognomik. Der Physiognomik-Diskurs konstruiert neue Orte (Topoi) der Grenzlinie von innen/außen, Oberfläche/Tiefe, Kern/Hülle etc. als Durchgangsstationen der Physiognomik. Der hermeneutische Zugriff wird stabilisiert, indem seine Unterscheidungen periodisch in wechselnde Objekte eingeführt werden: ‚Himmel‘ und ‚Erde‘, ‚Antlitz‘ und ‚Ausstattung‘, ‚Zeit‘ und ‚Gegenwart‘ sind fiktive Orte, die das Funktionieren der Hermeneutik garantieren, deren Bestimmung lediglich in einer Logik der Medienabfolge und -konkurrenz steht.<sup>106</sup> Das eigentliche Thema der Physiognomik ist im hier gewählten Beobachtungsraum die Photographie aus der Perspektive der Hermeneutik als Medium noch offener Deutungshierarchien und -verhältnisse. Physiognomik ist dann die Regeneration des hermeneutischen Lesens im (fiktiven) Medium des ‚Mehr-Sehens‘. Dieses „Sehen“ wird dabei in einer rhetorischen Anverwandlung eines neuen Mediums konstruiert: Es sollen Dinge gesehen und neu gelesen werden, es soll sich (immer erneut) zeigen, „daß es ein Unterschied sei zwischen Sehen und Sehen“.<sup>107</sup>

Ein solches ‚Lesen der Dinge‘ ist ein Lesen inmitten der Dinge. Als was aber sind ‚die Dinge‘ in der Lektüre präsent? Der Zusammenhalt und die Ordnung dieser Dinge wird verändert, indem die erlesenen Ordnungsprinzipien (Zentralsignifikate) eingefahrener Lektüren (Geschichtsphilosophie, Soziologie, Metaphysik) verdrängt, vergessen, ausgesetzt werden. Man geht ‚in die Dinge‘, indem man die alten Unterscheidungen (der vorangegangenen Lektüren) ignoriert, um ihren Kontext, ihre schon etablierte Kommentierung aussetzen zu können. Das Ganze steht dann ebenso in einem anderen Licht, weil die Unterscheidungen des alten Ganzen (und damit des alten Diskurses) nicht zählen. Hören wir noch einmal Walter Benjamin: „Am Ende dieses großen

<sup>104</sup> Benjamin (Anm. 79), 243 f.

<sup>105</sup> Vgl. Helmut Lethen, „Neusachliche Physiognomik. Gegen den Schrecken der ungewissen Zeichen“, *DU* 49/2 (1997), 6–19, hier: 13 ff.

<sup>106</sup> Der Wille, die Maske zu zerschlagen oder sie für seine Zwecke zu nutzen – wie Machiavellis Politik –, liegt allein daran, ob man an Situationen bzw. Teile oder Ideen bzw. Ganzheiten glaubt. Zur Entstehung der Masken-, Kapuzen-, heißt: Verhüllungs- und ihrem Wachsen auf einem „hermeneutischen Feld zwischen dem 15. und 18. Jahrhundert“ vgl. Hans U. Gumbrecht, „Das Nicht-Hermeneutische: Skizze einer Genealogie“, in: Jörg Huber, Alois Martin Müller (Hrsg.), *Die Wiederkehr des Anderen, Interventionen* 5, Zürich 1996, 17–35, hier: 22, und Torsten Hahn, „Die Simulation und die Politiken der Krise“, *Nummer* 4/6 (1997), 4–14.

<sup>107</sup> Johann Wolfgang von Goethe, *Werke*, hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, 133 Bde., Weimar 1887 ff., XVI, 217 f. Hinweis bei Mattenklott (Anm. 40), 22. Vgl. hier vor allem: 13–77.

Platzes aber erhob sich ein häßlicher symmetrischer Hallenbau, im Giebfeld eine erleuchtete Uhr: die Post. Daß sie häßlich ist, sage ich jetzt; damals hätte ich es nicht gelten lassen. Nicht nur, weil wir, wenn wir Haschisch gegessen haben, nichts vom Häßlichen wissen, sondern vor allem, weil sie ein tiefes Gefühl des Dankes in mir erweckte, diese dunkle, wartende Post, die in allen ihren Kammern und Gehäusen bereit war, das unschätzbare Einverständnis aufzunehmen und weiterzugeben, das mich zu einem reichen Mann machen sollte. Ich konnte meinen Blick nicht von ihr abwenden, ja ich fühlte, wieviel mir entgangen wäre, hätte ich mich ihr zu sehr genähert und so das Ganze und vor allem den leuchtenden Uhrmond aus dem Auge verloren.<sup>108</sup>

Die besondere physiognomische Lektüre, deren Vehikel der *Traum*, das *Fieber* oder der *Rausch* als poetisch-mediale Anverwandlungen neuer technischer Medien sind, ermöglicht das *Näherrücken* der Dinge, ein „unschätzbare Einverständnis“ mit ihnen: „Kaum aber fühlte er mich ruhen, begann der Haschisch seinen Zauber mit einer primitiven Schärfe spielen zu lassen, mit der ich ihn weder vor- noch nachdem erlebt habe. Er ließ mich nämlich zum Physiognomiker werden. ... Ich begriff nun auf einmal, wie einem Maler – ist es nicht Leonardo geschehen und vielen andern – die Häßlichkeit als das wahre Reservoir der Schönheit, besser als ihr Schatzbehälter, als das zerrissene Gebirge mit dem ganzen inwendigen Gold des Schönen erscheinen konnte, das aus Falten, Blicken, Zügen herausblitzte. ... Mein Nachbar aber, ein Kleinbürger seiner Haltung nach, wechselte immerfort Form, Ausdruck, Fülle seines Gesichts. Der Schnitt seiner Haare, eine schwarzumrandete Brille machten ihn bald streng, bald gemütlich. Ich sagte mir wohl, daß er nicht so schnell wechseln könnte, aber das tat nichts.“<sup>109</sup>

Begreift Max Picard „das Bewegungshafte nur als etwas Akzidentielles“, ist es hier gerade der Höhepunkt der physiognomischen Erkenntnis. Die *Bewegung*, die *Teile*, der *Kontext* (als den nicht isolierbaren Text dominierend gedacht) speisen diese Physiognomik. Die Schulen trennen sich erneut: die Lavater – Picard – Linie behauptet einen festen ausdeutbaren Text, der im Krisenfall vom Kontext bedroht wird, die Goethe – Lichtenberg – Benjamin – Linie lenkt die Aufmerksamkeit auf die *Teile*, und damit auf die Unsicherheit der Unterscheidung selbst (angesichts eines neuen Mediums oder dem Unbehagen am alten): „Charakter und Schicksal ... Es zeigt sich, daß die herkömmliche Auffassung ihres Wesens und ihres Verhältnisses ... falsch ist, weil die Trennung, auf der sie beruht, theoretisch unvollziehbar ist. Denn es ist unmöglich, einen widerspruchlosen Begriff vom Außen eines wirkenden Men-

<sup>108</sup> Walter Benjamin, *Myslowitz – Braunschweig – Marseille. Die Geschichte eines Haschisch-Rausches* (1930), in: ders., *Über Haschisch. Novellistisches. Berichte. Materialien*, Frankfurt a.M. 1981, 33–44, hier: 40. Vgl. Carol Jacobs, „Benjamin's Tessera: ‚Myslowitz – Braunschweig – Marseille‘“, *Diacritics* 22/3–4 (1992), 36–47.

<sup>109</sup> Benjamin (Anm. 108), 40f.

schen, als dessen Kern doch der Charakter in jener Anschauung angesprochen wird, zu bilden. Kein Begriff einer Außenwelt läßt sich gegen die Grenze des Begriffs des wirkenden Menschen definieren. Zwischen dem wirkenden Menschen und der Außenwelt vielmehr ist alles Wechselwirkung, ihre Aktionskreise gehen ineinander über.“<sup>110</sup>

Diese Diskussion der *Wechselwirkung* wiederholt sich: Zwischen Lavater und Goethe, zwischen Benjamin und Kretschmer, zwischen Kracauer und Picard<sup>111</sup> wird die Unterscheidbarkeit von *Innen* und *Außen*, *Kern* und *Hülle* zum Thema. Dabei wird deutlich, daß Physiognomik in einem ersten Schritt positiv von einem aktuellen Wissensdiskurs abgehoben wird. Physiognomik ist dann eine zeitdiagnostisch verlässliche Wissensform, eine Figur der ‚Wiedergewinnung der Dinge‘, eine beruhigende Erzählung über den Anfang von Wissenschaft. Diese Auszeichnungen kennzeichnen weitestgehend noch die gegenwärtige Physiognomik-Debatte der Geisteswissenschaften. Ihnen ist zu widersprechen: Weder sind es konkrete historische *Krisensituationen*<sup>112</sup> oder Krisen des „Authentischen“<sup>113</sup>, noch ist es *eine archaische*, im Sozialen immer schon wirksame, das Überleben sichernde *Deutungspraxis*<sup>114</sup>, die Physiognomik pe-

<sup>110</sup> Walter Benjamin, *Schicksal und Charakter* (1919), in: ders., *Illuminationen. Ausgewählte Schriften*, Frankfurt a.M. 1961, 47–55, hier: 48. Auch im Kommerell-Aufsatz wird die Unterscheidung als solche problematisiert. Benjamin propagiert in der Absetzung von Gundolf „eine Glut der Erfahrung, die auf die hieratische Trennung von Werk und Leben verzichten konnte, weil sie an beiden die physiognomische, im strengsten Sinne unpsychologische Sehart bewährt hat“ (Benjamin [Anm. 80], 429).

<sup>111</sup> Kracauer muß zuerst einen Gegensatz zwischen Picard und Lavater konstruieren, um ihn dann für seine Zwecke auslegen zu können. Der Schluß der (unveröffentlichten) Rezension läßt erkennen, daß dies nicht überzeugend gelingt: „Die Sprache der Theologie ist fürs Heute durch Picard gerettet. Mag er sich auch vielleicht nicht so weit, wie es ihm möglich gewesen wäre, mit unserer gegenwärtigen Situation eingelassen und auseinander gesetzt haben“ (Siegfried Kracauer, *Zwei Arten der Mitteilung* [1929], *Schriften*, hrsg. Inka Müller-Bach, Frankfurt a.M. 1990, V/2, 165–171, hier: 171). Im Gegensatz zu Picard wendet sich der Zeitgenosse Ernst Jünger im Sinne Kracauers gegen die alte Physiognomik: „Nur so, als Kultus des Individuums, ist auch die ungeheure Wirkung, die die Physiognomik gegen Ende des 18. Jahrhunderts entfesselte, zu verstehen“ (Jünger [Anm. 6], 135).

<sup>112</sup> Diese Argumentation der hier verhandelten Autoren von der „vitalen Notwendigkeit“ (Benjamin) einer neuen Physiognomik übernimmt schließlich Helmut Lethen.

<sup>113</sup> So die Pointe von Sabine Hakes Aufsatz *Zur Wiederkehr des Physiognomischen in der modernen Photographie*, der sich mit den Photobüchern Sanders und Heartfields auseinandersetzt. Abgedruckt in: Rüdiger Campe, Manfred Schneider (Hrsg.), *Geschichten der Physiognomik. Text – Bild – Wissen*, Freiburg i. B. 1996, 475–513.

<sup>114</sup> Diese These vertritt Claudia Schmolders: „Das physiognomische Orientierungsbegehren stammt mit andern Worten aus psychisch archaischen Einstellungen“ (Schmolders [Anm. 45], 244). Schmolders beruft sich dabei auf gleichlautende Thesen Gombrichs, von Matts und Ginzburgs. Diese Thesen aber erwachsen alle einem alten Topos: „Physiognomik ist keine Kunst, sie ist Natur.“ Vgl. dazu Hans Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*, Frankfurt a.M. 1983, 329.

riodisch nahelegt. Vieles spricht hingegen dafür, daß die Versprechen der Physiognomik und der Hermeneutik identisch sind und sich wechselseitig stabilisieren. Der Trumpf der Physiognomik liegt in der suggerierten Unmittelbarkeit der Erkenntnis. Hier aber wird erfolgreich von der epistemologischen Schwäche der hermeneutischen Unterscheidungen abgelenkt, die nur so lange problemlos greifen, wie sie nicht diskutiert werden. Die Überführung dieser Unterscheidungen in einen visualisierten Kontext schiebt die Einsicht in die nur relative, umkehrbare (und periodisch kollabierende) Reichweite der Unterscheidungen auf. Physiognomik beschränkt sich nicht auf das menschliche Antlitz, auf Gesichter, auf Menschen. Die *AußenInnen-* oder *Oberflächel/Tiefe-*Unterscheidung wird bei der physiognomischen Lektüre in Anschlag gebracht – es wird eben hermeneutisch gelesen. Dabei wird jedoch mit einer vermeintlichen größeren Dringlichkeit, „Gewalt“ (Kracauer) oder „Schärfe“ (Benjamin) der *Kern des Ganzen*, oder das *Ganze* aus den *Teilen*, bzw. dem *Teil* herausgelesen. Das wiederum ist ein Bonus, den ein gerade die Schrift bedrängendes Medium immer schon hat.

Schließlich aber werden auch die physiognomischen Verhältnisse untergraben von der Schwäche der Unterscheidungen. Novalis sprengt dann auch die Grenzen scheinbar ganz verschiedener Medien. „Ächte Offenbarungen des Geistes“<sup>115</sup>, eine „Empfindung unmittelbarer Gewisheit“<sup>116</sup> – wir würden heute sagen: *Evidenzen* – sind an die Methode, nicht an die Medien gebunden. Die Schrifthermeneutik hermeneutisiert idealiter alle anderen Medien: „Auf-fallend wird die Erscheinung besonders beym Anblick mancher menschlicher Gestalten und Gesichter – vorzüglich bey der Erblickung mancher Augen, mancher Minen, mancher Bewegungen – beym Hören gewisser Worte, beym Lesen gewisser Stellen – bey gewissen Hinsichten auf Leben, Welt und Schick-sal.“<sup>117</sup> Die Einsicht, daß „diese wahrnehmbare Unzulänglichkeit des irdischen Körpergebildes zum Ausdruck und Organ des innewohnenden Geistes“<sup>118</sup> die „Basis aller ächten Gedanken wird“<sup>119</sup>, läßt ihn das Signifikat gerade auf der prekären Grenze ansiedeln: „Der Sitz der Seele ist da, wo sich Innenwelt und Außenwelt berühren.“<sup>120</sup>

<sup>115</sup> Novalis, *Blüthenstaub* (23.), *Werke in einem Band*, hrsg. Hans-Joachim Mähl u. Richard Samuel, Gütersloh 1982, 432.

<sup>116</sup> Novalis (Anm. 115), 432.

<sup>117</sup> Novalis (Anm. 115), 432ff. Vgl. dazu eine Passage aus *Heinrich von Ofterdingen*: „Euch wird alles verständlich werden, und die Welt und ihre Geschichte verwandelt sich euch in die heilige Schrift, sowie ihr an der heiligen Schrift das große Beyspiel habt, wie in einfachen Worten und Geschichten das Weltall offenbart werden kann; wenn auch nicht gerade zu, doch mittelbar durch Anregung und Erweckung höherer Sinne“ (ebd., 382).

<sup>118</sup> Novalis (Anm. 115), 472 (*Blüthenstaub* 102).

<sup>119</sup> Ebd.

<sup>120</sup> Novalis (Anm. 115), 430 (*Blüthenstaub* 20).

Novalis nutzt einen Dialog, um die Beschwerde über diese Reichweite der Hermeneutik – er nennt sie „Chifferwelt“<sup>121</sup> – zurückzuweisen: „Diese kann nichts dafür“, belehrt B den A, „daß wir am Ende nur noch Bücher, aber keine Dinge mehr sehn und unsre 5 leiblichen Sinne beynah so gut, wie nicht mehr haben.“<sup>122</sup> Der Rausch, genauer: „einige Gläser von deinem Lieblingswein“<sup>123</sup> inspiriert und beendet das Gespräch. Bei Benjamin ist es ein „schwarzer Kaffee“<sup>124</sup>, der „wie nichts andres die Wirkung des (Haschisch-) Giftes steigert“ und „das Lächeln des Mannes“ auslöst, „der im Begriff steht, Weltlauf und Schicksale zu durchschauen, und für den es in den Dingen und in den Namen kein Geheimnis mehr gibt.“<sup>125</sup> So fühlt Benjamin sich wie Novalis durch die Schrift nicht von den *Dingen* ferngehalten, sondern verdinglicht im Schreib-Rausch die Schrift, indem er sie abweichend laut (eben anders) liest: „Braun und schweigend sah ich mich dasitzen. *Braunschweiger*. Das Sesam dieses Namens, der in seinem Innern alle Reichtümer bergen sollte, hatte sich aufgetan. Unendlich mitleidig lächelnd mußte ich nun zum erstenmal an die Braunschweiger denken, die kümmerlich in ihrem mitteldeutschen Städtchen dahinleben, ohne von den magischen Kräften etwas zu wissen, welche mit ihrem Namen in sie gelegt sind.“<sup>126</sup> Es wird endgültig deutlich, daß das *Physiognomisieren* auch eine Reaktion auf die vielen Bücher, die „Bücher-seuche“<sup>127</sup> ist, deren bloße Zahl die Hoffnung auf *Evidenz* zerschlägt. Die *unabsehbare* Zahl der Bücher lenkt den Blick auf die Konkurrenzmedien und formuliert die Erwartungen an sie vor. Man muß allerdings nicht wie Lavater die von der Literatur geschaffenen ‚*Charaktere*‘ hinter oder vor den Büchern suchen, um in der konkreten sozialen Interaktion Orientierung zu garantieren. „Oft ist“, verspricht Novalis, nämlich „der Titel selbst physiognomisch lesbar genug.“<sup>128</sup> Mit der Grenze zwischen dem *Titel* oder Namen und dem *Ding* fällt auch die mühsam errichtete Grenze zwischen physiognomischer Lektüre von konkreten (Ding-) Ansichten oder Antlitzen und theoretischen (Text-) Ansichten.

Der *Rausch* ist folglich der Codebegriff für eine Lektüre – nennen wir sie ruhig *physiognomisch* –, die das bereits Gelesene außer acht zu lassen und damit ganz neue Ansichten verspricht. In den *Crock-Notizen*, Walter Benjamins von 1932 wird die zentrale soziologische Kategorie dieser kultur-

<sup>121</sup> Novalis, *Dialogen*, *Werke in einem Band*, hrsg. Hans-Joachim Mähl u. Richard Samuel, Gütersloh 1982, 510–521, hier: 512.

<sup>122</sup> Novalis (Anm. 121), 512.

<sup>123</sup> Novalis (Anm. 121), 513.

<sup>124</sup> Benjamin (Anm. 108), 42.

<sup>125</sup> Benjamin (Anm. 108), 43.

<sup>126</sup> Ebd.

<sup>127</sup> Novalis (Anm. 121), 510.

<sup>128</sup> Novalis (Anm. 121), 512.

physiognomischen Schule erläutert: „Es gibt keine nachhaltigere Legitimation des *crocks* als das Bewußtsein, mit seiner Hilfe, auf einmal, in jene versteck-hafte, im allgemeinen unzugänglichste Oberflächenwelt einzudringen, welche das Ornament darstellt.“<sup>129</sup> Das Eindringen in die Oberflächenwelt ergibt eine „vielfältige Interpretierbarkeit“, die eben „ihr Urphänomen im Ornament hat“ und nur „eine andere Seite der eigentümlichen Identitätserfahrung darstellt, die der *crock* eröffnet“.<sup>130</sup> Diese tautologische Verlagerung zeigt allein, daß Lektüren Identitäten und Bewußtseine konstituieren – und nicht umgekehrt. Schließlich aber wird die wichtigste Ersetzung in dieser substitutiven Kette zwischen Hermeneutik und Physiognomik vorgenommen: „Der Opiumraucher oder Haschischesser erfährt die Kraft des Blickes, hundert Orte aus einer Stelle zu saugen.“<sup>131</sup> Dies gelingt nur, indem – im verräterischen Namen der „Stelle“ – die Teile physiognomisiert werden und man dem Kontext das Überwuchern und Außerkraftsetzen strenger Signifikate oder Charaktere und die Hervor-bringung der Vagheit erlaubt.

Die *Masse* zurückzuübersetzen in das *Ornament*, ist der Versuch Siegfried Kracauers, das *Soziale* gewohnten Evidenzen (physiognomisch) wieder zu-gänglich zu machen. In einer Situation, in der der *Soziologe* in die Bibliothek geht, um sich dem Phänomen zu nähern, werden die Gegenstände der Beob-achtung erst durch Physiognomik wieder konstituiert. Der Physiognomiker liest den *Abfall*, die *Reste*, den Kontext. Die Bibliothek wird für unzuständig erklärt und die Lektürekriterien werden im konkreten Medium der Dinge (und d.h. der *Teile*) neu konfiguriert. Die Sache verschwindet nicht länger hinter Theorien und Büchern. Hier kommt programmatisch der Flaneur ins Spiel. Auffällig aber ist, daß die meisten Flaneure offen soziologische Ambitionen haben: Kracauer, Benjamin, Jünger, Hessel – alle bedienen sich der Rhetorik der Flanerie, also der Beiläufigkeit, des Details, der Beobachtung, um schließ-lich von der Peripherie die Gesellschaft ins Visier zu nehmen, deren Justierung durch den akademischen Kanon sie genau kennen. Jünger etwa mag täglich flanieren haben im Berlin der Zeit um 1930, doch den *Arbeiter* schreibt er schließlich „in nächtlichen Sitzungen“ in seiner Bibliothek, die „er tagsüber auf antiquarischen Fischzügen ... komplettierte“.<sup>132</sup>

*Beobachtung* nun ist der zentrale Terminus der Physiognomik: „Beobachten oder wahrnehmen mit Unterscheiden ist die Seele der Physiognomik. Es ist

<sup>129</sup> Walter Benjamin, *Crochnotizen* (1932), in: ders., *Über Haschisch. Novellistisches. Berichte. Materialien*, Frankfurt a.M. 1981, 55–61, hier: 57.

<sup>130</sup> Benjamin (Anm. 129), 57.

<sup>131</sup> Benjamin (Anm. 129), 61.

<sup>132</sup> Das jedenfalls versichert uns eine entsprechende Bildunterschrift des Herausgebers zu einem Photo Jüngers in seiner Bibliothek aus dem Jahr 1931. Vgl. Heimo Schwilk (Hrsg.), *Ernst Jünger. Leben und Werk in Bildern und Texten*, Stuttgart 1988, 124.

alles.“<sup>133</sup> Erst genaues Taxieren mit den Augen läßt also ein physiognomisches Urteil zu? Die Frage lautet, ob die Physiognomik nicht viel eher eine Projektion ermüdeten Bibliotheksbenutzer ist und eine Technik darstellt, die im Angesicht der Bücher und des Lesens Evidenzen und unverstellte Nähe zu den Dingen verheißt. Kracauer, Benjamin und Jünger sind auf jeweils verschiedene Weise Opponenten des akademischen Diskurses über die *Gesellschaft*. Kracauer und Benjamin studieren bei Simmel, Jünger verwirft Promotions- oder Habilitationspläne bei Hans Driesch bzw. Hugo Fischer. Benjamin reicht außerdem vergeblich ein Habilitationsgesuch ein: Wenn diese Autoren auch genuin aka-demische Unterscheidungen in Varianten weiter verwenden,<sup>134</sup> so gibt es prinzipielle Vorbehalte gegenüber diesen Fächern, gegenüber der *Welt der Bücher* – was ihre *Wirklichkeitsnähe* betrifft. Es geht allerdings nicht um die Motive einer individuellen Entscheidung, sondern um die bereitliegenden Alternativen, Topoi, Argumentationsfiguren, welche eine Selbstbeschreibung als *ernstzunehmender* Autor-Beobachter dennoch ermöglichen. Simmel ist insofern ein Fluchtpunkt dieser Autoren, weil er die akademische Soziologie betreibt, indem er scheinbar mit einem Teil seiner Schriften *unmittelbar* reagiert auf verschiedene, sich aus der *Beobachtung* ergebende Probleme, – oder aber sie von Anfang an als Produkte beiläufiger Beobachtungen und Reflexionen darstellt: „Niemals vollzieht Simmel Denkakkte, die nicht durch irgendein Wahrnehmungserlebnis gestützt werden und nicht entsprechend durch ein solches realisiert werden könnten. Er zeichnet stets Gesehenes nach, sein ganzes Denken ist im Grunde nur ein Erfassen der Objekte durch das Hinblicken auf sie.“<sup>135</sup>

„*Physiognomik*“ heißt mithin der Ort einer periodischen Diskussion von epistemologischen Schwierigkeiten mit der Hermeneutik. Mit dem bloßen Seitenwechsel innerhalb des Schreibens (*Teile* statt *Ganzes*) kann ein Medienwechsel suggeriert werden. Statt *nur* Texte zu *schreiben* (und zu lesen), praktiziert der Autor nun vorgeblich „ein *Sehen* als *Lesen der Dinge*“. Damit werden Probleme der (unlösbaren) Text/Kontext-Unterscheidung der auf Texte bezogenen Hermeneutik in verschärfter und anschaulicherer Weise diskutiert und Angriffe auf ihren Evidenz-Status durch andere Medien pariert: – suggestive *Außen/Innen-* statt problematischer Text/Kontext-Probleme. Physiognomik heißt dann *Bildlichkeit* als Ausweich- und Klärungsmedium der Hermeneutik. Was genau *„physiognomisch“* ist, bleibt schließlich immer unklar, so daß man nur festhalten kann: Es geht um Probleme der Texthermeneutik, die im projektierten Bild-Medium *„Physiognomik“* diskutiert und problematisiert werden.

<sup>133</sup> Lavater (Anm. 41), 111.

<sup>134</sup> Man denke nur an Ferdinand Tönnies' *Gemeinschaft und Gesellschaft*.

<sup>135</sup> Siegfried Kracauer, *Georg Simmel* (1920), in: ders., *Das Ornament der Masse. Essays*, Frankfurt a.M. 1977, 209–248, hier: 247.

Dabei sind die wiederkehrenden Abgrenzungsgesten gegenüber den Konkurrenzmedien immer auch epistemologisch reformulierbar als (erneute) Umrang der hermeneutischen Topik. Man kann (mit Hartmut Winkler) Meinung sein, „daß die Mediengeschichte Probleme, die auf der Ebene textuellen Produktion ... auftreten, durch technische Innovation zu beantworten versucht“<sup>136</sup>. Wenn aber damit „die Technik, mit erheblichen Konsequenzen für die Grundkonstruktion von Techniktheorie, als eine *Veränderung der Textproduktion* wird betrachtet werden müssen“<sup>137</sup>, dann ist komplementär die ‚*Physiognomik*‘ genannte Antwort der Schrift auf die technischen Bilder untersucht werden. Einen Blickwinkel auf die Medien jenseits der Hermeneutik vorzugeben, bleibt so die größte Herausforderung der laufenden Debatten. Die nachgezeichnete Konstellation der zwanziger Jahre kann zumindest über die dabei zu erwartenden Schwierigkeiten informieren.

---

<sup>136</sup> Hartmut Winkler, *Docuverse. Zur Medientheorie der Computer*, o. O. 1997, 78.

<sup>137</sup> Ebd.